

Kein Märchen

Gerhard L. Durlachers Schoa-Erinnerungen

Die Geschichte ist zu bizarr, um nicht wahr zu sein: Auf einem glamourösen Ball in Baden-Baden zum Jahreswechsel 1932/33 fallen um Mitternacht die Masken; nur einer, „ein eleganter Pascha mit Turban und Krummschwert, lässt sein Gesicht bedeckt“. Stattdessen hält er andere Überraschungen bereit: Aus einer prachtvollen Schachtel verteilt er köstliche Pralinen an die jüdischen Damen, einige auch an die Herren. Nicht lange danach bricht Chaos aus, und verzweifelt hämmern die eben noch Beschenkten mit schmerzverzerrten Gesichtern an die besetzten Toiletten. Den Attentäter schnappt die kleine Gruppe jüdischer Männer, die ihn mit nichtjüdischen Freunden verfolgt, nicht. „Ihre Beute ist lediglich der Turban und die leere Schachtel, auf deren Unterseite in großen schwarzen Lettern steht: ‚Die Juden stinken. Heil dem Führer.‘ Als Unterschrift: ein Hakenkreuz.“

Gehört wird diese Geschichte, „die einem makabren Märchen ähnelt“, von dem damals viereinhalbjährigen Gerhard Durlacher, der sich daran Jahrzehnte später in einer seiner Erzählungen erinnert. Nicht wenige der bei der Europäischen Verlagsanstalt erschienenen Episoden sind bekannt, denn Durlacher war in den Neunzigerjahren mit seinen autobiographischen Büchern auch in Deutschland sehr erfolgreich. Jetzt aber hat seine Tochter die Geschichten neu geordnet und mit einem wunderbaren Nachwort versehen. So recht chronologisch aneinanderreihen wollen sie sich indes nicht, denn immer wieder blenden einzelne zu bereits Berichtetem zurück und perspektivieren es neu. Das so entstandene Erzählmuster zeigt, was das Leben mit den Traumata der Schoa letztlich ausmacht: Flashbacks führen immer wieder an die Leidensorte zurück und lassen den Überlebenden nicht los.

Für Durlacher waren das vor allem Westerbork, Theresienstadt, Auschwitz und Groß-Rosen. Lange war es dem Soziologen nach dem Krieg wohl gelungen, die eigenen Erinnerungen in Schach zu halten, wie seine 1961 geborene Tochter berichtet: „Zum Zeitpunkt meiner Geburt hatte mein Vater um sich herum einen Schutzwall, einen Bunker aus Stahlbeton aufgebaut, um den Alptraum, der für ihn noch allgegenwärtig war, nicht an sich heranzulassen. Dass alle seine Erinnerungen, alles Leid, alle Panik darin wie giftiger Atommüll an den Wänden fraß, war ihm nicht bewusst. Über zwanzig Jahre später sollten die Wände einstürzen und es gab kein Halten mehr.“ Jetzt recherchierte Durlacher, suchte Leidensgenossen auf – und schrieb. Aus seinen Büchern erfuhr endlich auch die Familie, was genau dem Vater und Ehemann widerfahren war, wie seine Kindheit in Baden-Baden verlief, wie sich der entsetzliche Druck gegen die einstmals wohlgelittene Familie verstärkte, bis nur noch der Gang ins Exil übrig blieb. Sie konnte lesen, wie sich Gerhard in Rotterdam durchschlug, wie er Selbstbewusstsein gewann und sich in Sicherheit glaubte, bis er die fürchterlichen Bombenangriffe auf die Stadt miterleben musste, die nur der Auftakt für neuen und noch viel entsetzlicheren Terror waren.

Er nimmt konsequent die Perspektive des Kindes und des Jugendlichen ein, der nicht immer genau versteht, was um ihn herum passiert. Dieser Blickwinkel aber macht die Erinnerungen so einmalig – und auch anschlussfähig für die Verwendung in der Schule: Dort ist gerade die Ratlosigkeit ja groß, welche Texte man mit Schülern über den Holocaust lesen könnte, die zum einen authentisch, zum anderen aber für den Horizont auch junger Leser geeignet sind. Durlachers Schilderungen sind zudem immens literarisch und gespickt mit erinnerungswürdigen Formulierungen: So etwa, wenn er davon spricht, dass „die Reise nach Theresienstadt viele Ängste lang“ dauerte oder es seine Zeit brauchte, bis „die deutsche Sprache begann, [ihre] SS-Uniform abzulegen“.

Aber auch die Passagen zum Leben nach der Schoa lesen sich mit großem Gewinn: Noch lange nimmt der Überlebende medizinische Untersuchungen als „Selektionen“ wahr und meint, dass seine Wachsamkeit keinesfalls erlahmen dürfe. Auch das protokollierte Gespräch mit zwei ehemaligen „Theresienstädtern“, die er in Israel trifft, dürfte seinesgleichen suchen. Die 17 kurzen Erinnerungsstücke, die der Band versammelt, sind somit eine echte und großartige (Wieder-)Entdeckung, die freilich ein etwas intensiveres Korrekturteam verdient gehabt hätten. Eine Kommentierung sollte man bei einer möglichen Nachauflage erwägen: In der jetzigen Ausgabe gibt es nur wenige und willkürlich gesetzte Fußnoten. Dabei wären Hilfen etwa bei „Jeschiwa-Bochers“, „Sabras“, „Bonke“ oder „Balilla“ sicher nicht übertrieben. Und auch ein vermeintliches Missverständnis zur Brüsseler „Rue Rauter“, die nach einem Feuerwehr-Kommandanten und nicht dem unsäglichen Hanns Albin Rauter benannt wurde, könnte so einfach erklärt werden. SASCHA FEUCHERT



Gerhard L. Durlacher:
„Die graublaue Strickjacke“.
Ein jüdischer Junge unter
Nazi-Herrschaft.

Mit Nachwort von

Jessica Durlacher.

Europäische Verlagsanstalt,

Hamburg 2024.

304 S., geb., 28,- €.